

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 24

Artikel: Zweimal Sonntag
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der man von einem Wurf von sieben Jungen zwei weggenommen hat, ohne dass sie etwas gemerkt hätte; die Vögel, die den kleinen Kuckuck grossziehen, der ihre eigenen Jungen aus dem Nest stösst. Auch über den Individualismus in der Tierwelt wird man belehrt. Ein Geduldsathlet hat die Ameisen beobachtet, ohne daraus besonders klug geworden zu sein. Er hat ihren Weg unterbrochen und festgestellt, dass die Nächstkommenen daraufhin zaudernd stehen blieben und kehrt machten, bis endlich eine entschlossene Ameise, eine Führernatur, einen andern Weg zu dem gleichen Ziel fand, auf dem ihr dann die andern folgten.

Menschen, die am Seeufer stehen, Möven füttern, den Enten zuschauen und Betrachtungen anstellen, sind immer sympathisch und bilden eine Art Freimaurerei, einen Verein ohne Präsidenten, Vizepräsidenten und vor allem ohne Kassier. Vor ihrer Gelassenheit zerschellt die Hast des Alltags, und man tut seinen Nerven einen Gefallen, wenn man sich zu ihnen gesellt. Das schrille Gezeter der Möwen ist erheiternder als das schrille Gezeter des Telephons, die Möwen funktionieren zudem viel zuverlässiger und bestellen einen nicht zu einer fruchtlosen Unterredung ins «Odeon».

Doch zurück zu den Enten, in deren Dasein sich etwas Seltsames begibt. Ein Schwan, dessen Gefieder noch da und dort das Braun seiner Jugend sehen lässt, hat das neunte Entlein gesichtet und nähert sich ihm. Es ist kaum anzunehmen, dass er Böses im Schilde führt, viel wahrscheinlicher, dass er einfach noch die glückliche Neugier der Jugend besitzt, und dieses kleine einsame Ding ihn intrigierte. Jetzt streckt er den langen Hals aus, der schwarze Schnabel ist knapp über dem Entlein, das seine letzten Kräfte daran setzt, die Familie zu erreichen, die ihr Mitglied

anscheinend im Stich gelassen hat. Doch da wird die Entenmutter plötzlich zur Löwenmutter. Kein einziges Mal hatte sie sich nach dem individualistischen Sprössling umgedreht; ob sie bis neun zählen kann, haben die Zuschauer nicht ergründet. Aber irgendwie hat sie Kenntnis davon erhalten, dass eines ihrer Kinder in Gefahr schwebt. Sie macht kurz kehrt, breitet die Flügel aus, streckt den Hals vor und stürmt, halb fliegend, halb schwimmend, mit drohendem Geschnatter auf den jungen Schwan los.

Dem ist alle Neugier vergangen. Es ist ein komischer, aber auch zu nachdenklichen Vergleichen anregender Anblick, wie der grosse Schwan vor der kleinen Entenmutter das Weite sucht, die vielleicht von dem Standbild des David am Ufer zu solchem Heldenmut angeregt worden ist, denn auch der tapfere Hirtenknabe auf seinem Sockel gehört zu den Zuschauern. Der Schwan windet verlegen den langen Hals, tut, als hätte er etwas unter den Flügeln gesucht, und wackelt beschämmt mit dem Bürzel.

Die acht kleinen Entlein hatten sich aneinander geschmiegt; jetzt konnte das neunte sie einholen, die Mutter schwimmt stolz voran, und abermals geht es paarweise in grossem Tempo weiter. Das neunte Entlein muss wohl allein das Ende des Zuges bilden, doch jetzt ist es auf den Reiz des Kollektivums gekommen und hält sich zu seiner Familie.

Und der Verein der Möwenfütterer am Ufer ist bereits mit vollen Kräften dabei, die Moral aus der Geschichte zu ziehen, dass eine Mutter nicht unbedingt bis neun zählen können muss — im Interesse einer gesunden Bevölkerungspolitik ist das auch gar nicht wünschenswert — dass aber auch ungezählte Kinder sich auf sie verlassen dürfen.

N. O. Scarpi

Zweimal Sonntag

Es lässt sich mit dem besten Willen keine Geschichte darüber schreiben, die nicht als tendenziös bewertet und kritisiert würde. So sollen also lediglich Tatsachen, wie sie oft genug zu finden sind, gesagt sein, und jeder Leser kann sich seine eigenen Gedanken dazu machen. Oder auch nicht. Man kann niemanden zum Denken verpflichten.

Da liegt also ein schöner, himmelblauer Sonn-

tag über dem Land, voll Sonnenschein und Schwalbenflug. Wiesen und Wälder locken. Der Vater packt einen leichten Rucksack, die Mutter vergisst nicht, die Thermosflasche miteinzupacken, rollt die Wolldecke zusammen, und was so derlei Vorbereitungen sind. Man wandert mit Kind und Kegel eine halbe Stunde weit oder auch eine ganze, irgendwohin ohne besonderen Zweck und

ohne erzieherische oder sportliche Absicht, irgendwohin, wo ein Wald lockt, ein Teich glitzert, ein Bächlein durchs Grün rieselt, irgendwohin, wo nichts und abernichts los ist, kein Betrieb, kein Waldfest mit Tombola, keine «Gigampfi». Irgendwohin, wo's einem eben gefällt. Dort wird die Wolldecke auf den Boden ausgebreitet, der Kamphergeruch verschwindet zwischen Gräsern und Blumen, und hier tut man den ganzen lieben langen Tag nichts. Das heisst ein wenig schlafen, ein wenig kochen oder köcheln, herumliegen und faulenzen, sönneln; die Kinder suchen Beeren, fangen Heustöffel und versuchen sie in einem Steingärtchen zu kolonisieren; sie schwadern mit aufgekrempten Hosen in einem Fussbad, pfeifen einer Grille oder einem Eidechslein. Sie springen herum, bis sie müde sind und im Schatten eines Strauches einschlafen. Eine Stunde hernach beginnt dasselbe Programm von neuem, und nach diesen vielen Stunden wandert man wieder heimzu. Freilich, unter uns gesagt, ist das ein denkbar primitiver und simpler Sonntag; so recht für einfache Leute, die nicht wissen, was heute mit einem Sonntag angefangen werden kann.

Es gibt andere, rassigere, modernere! Schon am Samstagabend ist das Motorrad überholt worden, man hat noch rasch zehn, zwanzig Kilometer abgeklopft. In der Morgenfrühe werden die Kinder darauf montiert; das Dreijährige kommt mit einem Lederriemen gewickelt, zwischen Vater und Mutter zu sitzen, das Vierjährige auf den blechernen Kinderhock hinter der Mama. Marke «Heb di fesch!» Und nun nix wie los! Was brausest du mein junges Blut? Ueber die Landstrasse wird wie toll gefahren, mit siebzigen oder mehr; den Pass hinauf geht's leider nicht so schnell, aber immerhin nimmt man ihn nun in 45 Minuten, während man letztes Jahr noch volle 48 dazu brauchte. Das Auge schweift über die Landschaft — das heisst natürlich über die Kilometerzähler und das übrige Instrumentarium, und ist befriedigt. Die Zeiger zittern. Die Kinder zittern mit. Aber ein bisschen Zittern macht nichts und nach der ersten Stunde gewöhnen sie sich dran und wackeln kaum noch mit dem Kopf. Sie haben noch sehr kleine und empfindliche Gehirnchen, aber schliesslich muss einmal etwas gewagt werden. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans niemehr! Und was ein guter Fahrer werden will,

fährt beizeiten. Das bisschen Zittern, und das bisschen Knattern und Rumoren, Schlenkern und Hüpfen und wie all diese interessanten Bewegungsmöglichkeiten der Strassenfahrt genannt werden, werden einfach einkalkuliert. Irgendwo wird gegessen und getrunken; die Kinderchen sind etwas beduselt, was nach der Zitronflasche wieder verschwindet. Dann kommt der zweite Teil, es regnet ein wenig und man hat am Morgen eigentlich nicht damit gerechnet; die Pelerine deckt nur notdürftig alles erbarmungsvoll zu. Nur der Vater flucht leise vor sich hin; er dürfte es ruhig lauter tun, denn die Kinderchen schlafen bereits und hören nichts mehr von Hupen und Knarren usw. Dann kommt eine trockene Strecke; leider muss man Schlange fahren, aber die Kleinen haben ja noch kleine Nasenlöchlein, so kommt nicht allzu viel Staub und Gestank hinein. Umso besser. Wenn es dunkelt, ist man zuhause. «180 Kilometer» nickt Papa. «Mit kleinen Kindern kann man leider nicht über 200 pro Tag machen.» Die Mama löst die Lieblinge aus der Vermummung; sie braucht nur die Arme auszubreiten, so fallen sie ihr lidweich zu. Schliesslich, wozu hat man ein Motorrad? Hä, Sie?

So geht das einen Sommer lang, zwei, drei Sommer lang, die schönen Herbstsonntage eingerechnet. Bis das Motorrad abbezahlt ist oder der Vater an einem lädierten Bein laboriert. Die Kinderchen gehen nun zur Schule und gähnen jeden Montagmorgen zum Gotterbarmen.

Eines Tages werden die Anmeldescheine zur Ferienkolonie verteilt und genau ausgefüllt zurückgebracht. Es gibt darauf eine Rubrik, die «Besondere Bemerkungen:» heisst. Hier findet der Lehrer öfters handschriftliche Zusätze von Mutterhand: «Nervosität, immer aufgereggt, es hat oft schreckhafte Träume und sollte Ruhe haben, hat viel Kopfweh». Oder auch: «Leider immer keinen Appetit. Bindegautenzündung mit roten Augenlidern, schwächliche Konstitution, nervös wie ich auch, usw.

Wie gesagt, es lässt sich keine Geschichte darüber schreiben, die nicht tendenziös genannt werden müsste. Der Leser braucht auch keine Zusammenhänge zu vermuten. Er braucht sich überhaupt keine Gedanken darüber zu machen. Aber vielleicht muss er es, ohne dass er will. Auf jeden Fall ist daran nicht schuld . . . Kaspar Freuler